

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 90.

Berlin, Montag den 29. Juli

1833.

Nord-Amerika.

Amerikanische Wälder und Baumpflanzungen.*)

Das Wort Sylva muß Jedem an Evelyn erinnern, der, eingezogen und anspruchlos lebend, dennoch zu den Wohltätern der Menschheit gerechnet wird. Es war kein kleines Verdienst, Leuten, die Vermögen und Ruhe dazu haben, die Anpflanzung und Zucht schöner Bäume als eine der angenehmsten und gemüthlichsten Beschäftigungen zu empfehlen. Manches öde Dorf wurde verschönert, manche nackte Straße verdankte ihren Schatten der Anregung, welche sein Andenken und sein Beispiel hervorriefen. Der Ruhm des Schöpfers wurde verherrlicht, die Quellen philosophischer Forschungen vermehrt sich, indem man diese Fürsten der Wälder aus ihrer dunkeln Einsamkeit zog und sie vor das Auge des Beschauers hinpflanzte. Denn was kann man sich Edleres denken, als einen Baum, der viele Menschenalter hindurch den Stürmen trotzte und noch immer die mächtigsten Windstöße unerschüttert abwehrt, der in stolzer Unabhängigkeit dasteht und seine schützenden Arme weit ausstreckt, als sollten sie künftigen Generationen noch Schutz verleihen. Zwar giebt es viele Menschen, denen die Bäume als Gegenstand des Nachdenkens und der Betrachtung von keinem Werth seyn werden; doch ihren wirklichen Nutzen erkennt wohl Jeder an. Nachdem sie unsere Wohnungen bauen und ausstatten halfen, schützen sie sie freundlich gegen die brennende Sonne. Im Winter nehmen wir abermals unsere Zuflucht zu ihnen. Sie werfen ihre Blätter ab, um die Sonnenstrahlen hindurch zu lassen, und erleuchten und erwärmen unsere Häuser mit ihrem lustigen Feuer. So gleichen sie treuen Vasallen, stets bereit, für ihren Häuptling zu leben und zu sterben. Selbst ganze Nationen stützen ihre Macht auf die wilden Söhne des Waldes. Seine Eichen sind es, die den siegenden Donner der Englischen Seemacht in alle Welttheile tragen. — Es ist ein erfreulicher Gedanke, wie viel der einzelne Mensch im stillen Wirkungskreise des Privatlebens für das Wohl seines Landes und der Menschheit thun kann. Wir wüßten keinen Staatsmann aus Evelyn's Zeiten, von Cromwell bis Clarendon, dessen Wirken noch heute eben so wohlthätig empfunden würde, sey es von der Welt im Allgemeinen, von seinem Vaterlande oder auch nur von einzelnen Menschen.

Evelyn's Beispiel möchte wohl in der Folge in unserem Lande (Amerika) wirksamer seyn, als in seinem eigenen, wenn nicht eine große Veränderung in dem inneren Zustande Englands vorgeht. So viel wir wissen, gab es vor zehn Jahren nicht mehr als 20,000 Land-Eigentümer in England, wenn man die Geistlichkeit und die Corporationen nicht mitrechnet. Die bloßen Pächter auf Zeit haben kein Interesse dabei, Bäume zu pflanzen, da sie keine Hoffnung haben, daß ihre Nachkommen sich ihres Schattens erfreuen werden; oder vielmehr, der Gedanke, daß sie kein Fleckchen Erde das übrige nennen können, hält sie ab, sich für irgend eine Verbesserung zu interessieren. In unserem Lande hingegen ist der Zustand der Gesellschaft ein ganz anderer. Es giebt auf einer Strecke, so groß wie England, kaum 2,000 Bewohner, die nicht Besitzer von Grundstücken sind. Jeder ist gewissermaßen stolz auf sein väterliches Besitzthum. Wäre es auch nur ein Morgen Landes, so wünscht er es doch so beschaffen, daß es das Auge des Wanderers auf sich ziehe und einen Vergleich mit den größeren Gütern seines reichen Nachbarn aushalte.

Unsere Wälder bieten uns Schätze dar, wie sie wenige Länder aufzuweisen haben, und die gewiß keines übertrifft. Man behauptet, daß es in den Vereinigten Staaten 140 Spezies von Waldbäumen der größeren Gattung giebt, während Frankreich nur 30 derselben Art besitzt, wovon nur 18 zum Holzschlag dienen und nicht mehr als 7 zum Bauen benutzt werden können. Die wilde Pracht unserer Wälder im Herbst, ihr mannigfach schattirtes Grün im Frühling, das dunkelgrüne mit Schnee bedeckte Gewand im Winter kann seinen tiefen Eindruck selbst auf den gleichgültigsten Beobachter nicht verfehlen. Dem ersten überraschenden Eindruck folgt bald lebhaftes Interesse, welches in dem Grade zunimmt, wie die Wissenschaft die geheimnißvollen Wunder jeder Pflanze vor ihm entfaltet, und er fühlt sich von selbst angetrieben, sich mit diesen edlen Werken der Schöpfung zu umgeben. Dieses Interesse, das, einmal rege, so leicht zu befriedigen ist, nimmt mit der Zeit eher zu als ab, denn es führt,

gleich der Tugend, seinen unmittelbaren augenblicklichen und völlig genügenden Lohn mit sich.

Doch abgesehen von dem Interesse, welches eine Beschäftigung dieser Art so natürlich erwecken muß, so fesseln auch die Gegenstände derselben bald unsere besondere Neigung. Der Mensch gewinnt die Bäume lieb, die mit ihm heranwachsen. Wir waren immer der Meinung, daß die unerklärliche Wehmuth, welche den Schweizer im Auslande ergreift, wenn er den Kudreigen hört, ihren Grund in der lebhaften Vorstellung hat, die seinem Gemüth die Scenen seiner Heimath abbildet. Der ernste Felsen, der rauschende Strom, der in Wolken gehüllte Berggücken lagen klar und deutlich in seiner Erinnerung, und der Ton eines Liedes ist hinreichend, die zarte Feder zu berühren, die sie plötzlich vor seine Seele zaubert. Eben so haftet in der Fremde unsere Erinnerung an dem Baum, der das Thor des väterlichen Hauses beschattete. Wir sehen ihn noch immer mit frischem Grün bekleidet, obgleich die Kinder, die sonst in fröhlicher Sorglosigkeit unter ihm spielten, sich längst zerstreut haben und der alte Mann, der aus seinem Lehnstuhl ihn gedankenvoll anblickte, längst im Grabe ruht. Man kann überall bemerken, daß die Bewohner solcher Dörfer, die irgend einen merkwürdigen Gegenstand dieser Art aufzuweisen haben, ihrem Geburtsort weit lebhafter anhängen, mit weit mehr Vergnügen und Stolz an ihre Heimath denken, sich für die Verschönerung derselben weit mehr interessieren, als diejenigen, die kein solches Merkzeichen in ihrem Gedächtniß aufzubewahren haben.

Indem wir die Anpflanzung oder Verpflanzung von Waldbäumen empfehlen, wollen wir damit keinesweges sagen, daß sie wichtiger sey, als die Zucht der Obstbäume. Allein diese empfehlen sich selbst hinlänglich. Die unermüdblichsten Beförderer von Waldungen verschonen die Obstbäume, weil diese nur so lange nützen, als sie stehen, aber, einmal umgehauen, nichts mehr werth sind. Die Vorzüge eines Waldbaumes hingegen werden nicht von Jedermann erkannt, obgleich sie offen genug daliegen. Die Anpflanzung der Obstbäume ist der Sorge des Menschen überwiesen, weil der Antrieb dazu von Jedem empfunden und begriffen wird, daher ist ihr Saame fast allgemein von der Art des Pflanzers oder Apfels, der ohne menschliche Hülfe nicht aufsteigt. Ihre Früchte sind darauf eingerichtet, gesammelt zu werden und nicht unter dem Baume, auf dem sie gewachsen sind, neue Keime zu treiben. Für die Waldbäume hingegen, die nicht so leicht freundliche Hände finden, die ihnen diesen Dienst leisten, hat die Natur mütterlich gesorgt. Ihre Saamenkörner sind leicht und sondern sich ohne Mühe von dem Baume ab. Manche Art hat sogar gleichsam Schwingen, um sich von dem Winde dahin tragen zu lassen, wo Regenschauer ihren Flug hemmen, sie niederdrücken und in die Erde senken. Auch die Verschiedenheit ihrer Gestalt ist merkwürdig. Die Bäume, welche dem Menschen ihre Früchte darbieten, sind im Ganzen niedrig und leicht zu erklimmen, sie wachsen zu keiner so riesenmäßigen Größe an. Die Waldbäume hingegen, welche sich unter keiner Last biegen, wachsen zu stolzer Höhe empor, gleichsam als rühmten sie sich ihrer Unabhängigkeit von den Menschen. Im Allgemeinen läßt sich auch hier, wie im ganzen Reiche der Natur, wahrnehmen, daß die Vorzüge nach den Gesetzen der höchsten Billigkeit vertheilt sind. Die wilden Blumen des Feldes sind schöner, als die nutzbaren Gartengewächse, und eben so verhält sich das Ansehen des Waldbaumes zu dem der Gärten, wie das Ansehen des Fürsten zu dem der Sklaven.

Werke, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Gegenstand lenken, sind daher eine erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser der Sylva Americana, Hr. Browne, hat sehr wohl gethan, daß er, um das Interesse daran zu erhöhen, nicht bloß von der Zucht, sondern auch von der Physiologie der Bäume handelte. Die gewöhnliche Art, die Botanik zu studiren, heißt die Ordnung der Pflanzen unterlehren. Einige Kenntniß von der Organisation der Natur ist durchaus nothwendig, wenn man mit Interesse und Erfolg an das Studium derselben gehen will, und Jeder, der nur einigermaßen mit dem Fache vertraut ist, weiß, daß alle praktische Verbesserungen in Anpflanzung und Zucht der Bäume von solchen Männern gemacht wurden, die mit der Pflanzen-Physiologie genau bekannt waren, die die Bestimmung und die Wichtigkeit der verschiedenen Theile und Organe, die Natur und Einwirkung des Bodens, des Klimas und der Jahreszeiten und mehrere andere Umstände kannten, auf welche Rücksicht genommen werden muß, die aber von den Meisten ungenannt oder unbeachtet sind.

Außer der Wichtigkeit dieses Studiums ist es auch eins der er-

*) Sylva Americana. By D. J. Browne, Boston, 1831.

göthlichsten selbst für diejenigen, die keine praktische Kenntniß der Bäume haben. Es legt uns die wundervollsten Beweise göttlicher Vorsicht und schöpferischer Anordnung, um in unbelebten Wesen den Mangel der Intelligenz zu ersetzen, vor Augen. Wir wollen hier in keine Vergleichung der Eigenschaften der Pflanzen mit dem Instinkt der Thiere eingehen, doch müssen wir bekennen, daß uns keine Einrichtung in der animalischen Welt so bewunderungswürdig scheint, als die Art, wie die Pflanzen, an ihre Stelle gewurzelt, vermögend sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen, sich gegen Verletzung zu schützen, oder, wenn sie eine erlitten, sich wieder herzustellen, wie sie auf jeden Wechsel der Jahreszeiten und des Klimas gefaßt sind und für die Menschen und die Natur im Allgemeinen wohlthätig wirken. — Nichts ist z. B. merkwürdiger, als zu beobachten, wie die Wurzel sich gestaltet und ausbreitet, um dem Baum gerade den Halt und die Festigkeit zu geben, deren er bedarf. In dürrer Boden oder trockener Jahreszeit legt sie mehr Fasern an, um ihre Nahrungsquellen zu vermehren. Die Fasern selbst drehen und wenden sich nach allen Richtungen, wo sich Feuchtigkeit findet, so daß es Fälle gab, wo die Wurzel eines Ahorns, der in beträchtlicher Höhe auf einem Walle stand, sich bis auf den Grund hinabzog, um da ihre Nahrung zu schöpfen. Die Fasern saugen unaufhörlich mit ihren schwammigen Mündungen Wasser aus dem Boden, das mit allen dem Baume nöthigen Substanzen geschwängert ist, und selbst, wenn der Stamm bereits abgestorben ist, setzen sie ihr Werk noch eine Zeit lang fort. Ebenso merkwürdig ist die Art, wie der Stamm empor wächst und sich gegen die Elemente abhärtet. Das Holz des jungen Bäumchens wird durch neue Lagen, die sich jedes Jahr ansetzen, immer mehr zusammengebrückt und so in die Höhe getrieben und zugleich härter und fester. Während das Holz durch Ansätze von außen gebildet wird, wächst die Rinde durch Schichten, die sich von innen ansetzen und den Baum anschwellen, bis sie berstet und zur rauhen schützenden Hülle desselben wird. Die frischen Holzschichten enthalten die Kanäle, welche den Blättern den Saft zuführen, wie das menschliche Blut den Lungen zugeführt wird. Die Blätter, aus den Fasern des Stammes gebildet, und durch ein feines grünes Netzwerk ausgepannt und zusammen gehalten, sind voller Adern und Gefäße, durch welche der Lebenssaft fließt. Sie bilden sich im Sommer, um sich im folgenden Jahre zu entfalten. Bis dahin liegen sie in den Knospen mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Reintigkeit zusammengedrückt, mit einer braunen Schale umgeben, um sie vor dem Winterfroste zu schützen, und, wo es nöthig ist, selbst mit einem Firniß bedeckt, der Luft und Nässe in der gefährlichen Jahreszeit abhält, aber in der nächsten Frühlings-Sonne wegschmilzt und so dem grünen Laube Raum giebt, hervorzubrechen, um den Baum aufs Neue zu bedecken. Wenn der sanfte Einfluß der Plejaden die Bande löst, welche die Natur gefesselt halten, ergießt sich der erste Saft in die Gefäße. Wenn dieser die Knospe geöffnet und die jungen Blätter genährt hat, folgt ihm der zweite kräftigere Saft, der den Nahrungstoff des Baumes auflöst und bis in die Blätter dringt. Diese behalten das Nützliche bei sich und geben das übrige durch Ausdünstung von sich, die dem Baume eben so nöthig ist, wie dem Menschen die fortwährende Transpiration, aber ohne die freundliche Einwirkung der Sonne nicht stattfinden kann. In dem Blatte wird der Saft theilweise zum Nahrungstoff für den Baum bereitet und diesem dann durch Gefäße zugeführt, die theils durch die Rinde, theils durch die äußeren Holzschichten gehen. Aus diesem zurückfließenden Saft sondern sich die verschiedenen Harze und ähnliche Substanzen ab, die aus dem Baume fließen, wie sich in dem menschlichen Organisations-System Thränen und Speichel von dem Blute absondern. Die Art der Respiration der Blätter und ihre Wirkung gehört ebenfalls zu den interessantesten Theilen dieser Operation. Des Nachts saugen sie den Sauerstoff aus der Atmosphäre ein, versehen ihn mit dem in dem Saft befindlichen Kohlenstoff und verwandeln ihn so in Kohlenäure. Diese wird durch das Licht zerseht, und während der Kohlenstoff in dem zurückfließenden Saft bleibt, verdünnt sich der Sauerstoff in die Luft. Es ist also eigentlich nur eine Wiedererstattung dessen, was die Blätter von der Luft entlehnt haben, aber hinreichend, die Gewächse gegen schädliche Wirkungen zu schützen, gleich denen, welche Thiere empfinden, die lange in einem verschlossenen Raum geathmet haben. Hieraus ergibt sich auch, daß die Nähe der Pflanzen zwar nachtheilig bei Nacht, am Tage aber ganz unschädlich ist.

Weit entfernt, schädlich zu seyn, ist die Respiration der Millionen Bäume, Kräuter und Blumen vielmehr wohlthätig für die Luft. Sie reinigt fortwährend die mit dem Athem der Thiere und mit Stickstoff geschwängerte Atmosphäre; denn der Sauerstoff, den die Pflanzen der Luft wiedergeben, ist nicht bloß der, welchen sie einsaugen, auch derjenige, welcher mit dem Saft dem Boden entstieg, wird mit dem anderen zugleich ausgedünstet, und so tragen sie ihre Schuld mit Wucher ab. Die Wirkung dieses Einsaugens und Wiederausdünstens ist höchst wunderbar. Wenn der Sauerstoff in der Sonne ausgehaucht ist, so mischt sich der zurückgebliebene dunkelblaue Kohlenstoff mit dem gelben Gewebe und bringt so das Grün hervor, von dem ersten blaffen Anhauch des Frühlings bis zum dunkeln Grün des Sommers, und wenn im Späthjahr die Blätter den Sauerstoff bei Nacht einsaugen, ohne ihn bei Tage verdunsten zu können, so zerstört er die grüne Farbe und bringt jene wilde und phantastische Farbenmischung hervor, mit welcher der Herbst eine Zeit lang die traurige Wahrheit der hinstorbenden Vegetation verschleiert, eine Farbenmischung, die sich in unserem Lande prachtvoller als in jedem anderen zeigt und keine der geringsten Schönheiten unserer Wälder ausmacht.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Bäume gegen das Ende des Jahres sich in Bereitschaft setzen, der Kälte zu widerste-

hen und den Wintersürren Trost zu bieten. Sie gleichen alsdann einem Schiffe, das seine Luken schließt, sein Tauwerk zusammenrollt und seine Segel einzieht, wenn der Sturm noch in der Ferne droht und nur von dem erfahrenen Seemann verspürt wird. Sie lassen die Blätter fallen, ziehen den Stamm dichter zusammen, und stellen die Lebens-Circulation ein, so wie das erste Pfeifen des Nordwindes sich hören läßt. Der innere Baum selbst behält das ganze Jahr eine gleiche Temperatur. Er zieht seinen Saft aus einer Tiefe, wo es im Sommer kälter und im Winter wärmer ist als auf der Oberfläche des Bodens. Die Rinde, ein schlechter Wärmeleiter, dient ebenfalls, seine Wärme zusammenzubehalten, und der Baum macht diese Zubereitungen, als wüßte er, daß es um ihn geschehen ist, sobald die Kälte in seine Gefäße dringt und sie sprengt. Die überflüssige Feuchtigkeit schafft er sobald als möglich fort, indem die Kälte ihm schädlich wird, nach Maafgabe des Wassers, welches er bei sich hat; denn, wie unsern Landeuten durch traurige Erfahrung bekannt ist, eine heftige Kälte nach großer Nässe ist den Bäumen höchst verderblich. Doch, ganz besondere Fälle ausgenommen, wissen sie sich so sicher zu stellen, daß ihnen der strengste Winter nichts anhaben kann. Die abgefallenen Blätter ihrerseits scheinen, im Gegensatz zu allen anderen faulenden Vegetabilien, die Luft zu reinigen. Jeder, der über das abgefallene Laub in den Wäldern schritt, muß den scharfen eigenthümlichen Geruch desselben empfunden haben. Kurz, Alles an diesen Fürsten der Wälder ist geeignet, sinnige Gemüther anzuziehen. Ihre Anmuth und majestätische Form gefäße dem Auge; ihr Bau und ihre innere Thätigkeit spornen die Wissbegierde und geben dem Geist eine würdige Beschäftigung; ihr Hauch füllt die Luft mit Wohlgerüchen, und so zeigen sie sich auf vielerlei — gewiß Manchem bisher noch nicht bekannte — Weise als Freunde des Menschen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- A congress of nations. (Ein Völker-Kongreß, für die friedliche Beilegung nationaler Zwistigkeiten.) Von einem Freunde des Friedens. Richmond.
- Philosophical catechism. (Philosophischer Katechismus der natürlichen Gesetze des Menschen.) Von G. Spurzheim. Boston.

I t a l i e n.

Ettore Fieramosca, o la Disfida di Barletta. (Hektor Fieramosca, oder der Ehrenkampf von Barletta.) Eine Erzählung von Massimo d'Azeglio. 2 Bde. mit 8 Abbild. in Steindruck. Mailand, 1833.

Im Jahre 1506 belagerten die Franzosen Barletta, das der Ober-Feldherr Consalvo (Gonsalvez) verteidigte. Es befanden sich in dieser Festung außer den Spanischen Milizen auch mehrere Italiäner, die von Prospero Colonna, der das Schicksal der Spanier theilen wollte, angeworben waren. Einige Reden, die entweder Italiäner gegen die Franzosen, oder der Franzose La Motte gegen die Italiäner geführt, — das erstere ist Guicciardini's, das letztere Sabellico's und Giovio's Meinung — veranlaßten eine Ausforderung: dreizehn Italiänische Krieger kämpften mit eben so vielen Franzosen, und die Italiäner blieben Sieger. „Von Französischer Seite“, erzählt Muratori, „fiel ein Mann, und man sagte, er habe diesen Tod verdient, weil er aus Asti war und gegen seine Landsleute die Waffen ergriffen hatte.“

Bekanntlich hat Herr D'Azeglio diesen Kampf schon auf einem seiner berühmten Gemälde dargestellt; jetzt ist er ihm Stoff zu einer Erzählung geworden, die sich nicht weniger als seine Gemälde durch Tiefe des Gemüths, lebendige Anschauung, Wahrheit der Charaktere und eine gewandte Schreibart auszeichnen. Diese Erzählung gehört eigentlich in die Klasse der historischen Romane und erreicht auch vollkommen den Zweck derselben, denn sie lehrt uns die Haupt-Personen des Zeitalters und den Zustand des Volkes unter dem glücklichen Fortgang ihrer Taster wie unter dem wohlthätigen Einfluß ihrer Tugenden kennen. Wenn wir trotz allem dem, was Viele geschrieben haben, um Andere vom Abfassen und vom Lesen solcher Bücher abzumahnern, die historischen Novellen täglich sich vermehren und das Publikum gierig nach ihnen haschen sehen, so werden wir einräumen müssen, daß sie in gewisser Hinsicht dem Zeitgeiste sehr angemessen sind, und Menzel's Ansicht hierüber, die er in seiner „Deutschen Literatur“ ausgesprochen, scheint uns Beachtung zu verdienen. Was uns betrifft, so schätzen wir uns glücklich, daß wir gerade in einer Zeit, wo Niemand mehr allgemeine Erörterungen über diesen Punkt anhören möchte, der Lesewelt ohne Weiteres Rechenschaft davon ablegen können, wie Herr D'Azeglio durch das Einweben einer rührenden Liebes-Novelle sein Werk geboben hat.

Im Dämmerlichte des Tages, an dem der berühmte Ehrenkampf stattfand, landete César Borgia, Herzog von Valencia, begleitet von Michele da Corella, einem der verwegentesten Gehülfen bei seinen ruchlosen Thaten, vor Barletta. Zwei Gründe hatten ihn zu dieser Reise bestimmt: der eine war sein Wunsch, mit Consalvo in einige Verbindung zu treten, damit er, wenn die Franzosen besiegt werden sollten, nicht nothwendig mit ihnen zu Grunde ginge; der andere war die Hoffnung, eine gewisse Ginevra wiederzufinden, die, wie er aus vielen Indizien für gewiß hielt, in Gesellschaft eines Italiänischen Kriegers, Hektor Fieramosca, daselbst verweilte. Diese Ginevra, Tochter des Grafen Bosio von Montreal, hatte den Fieramosca von ihrer Kindheit an geliebt, und zwar mit jener unschuldigen ihrer selbst unbewußten Liebe, die in gleichgestimmten Gemüthern zuweilen emporsteigt und nicht selten ein Vorbote wunderbarer Abenteuer zu seyn scheint. Als Hektor ihr das erste Mal sein

Herz erschloß, erröthete sie, antwortete nichts und vermied seit der Zeit Gespräche mit ihm. Der Jüngling, in dem Wahne, daß die Liebe, die er in ihr zu entdecken geglaubt, ein Traum seiner Phantasie gewesen sey, beurlaubte sich bei dem Grafen und machte sich mit einer Compagnie Soldaten auf den Weg nach Rom. Eine Wunde, die er in einem Treffen bei Velletri empfing, nöthigte ihn, ungefähr zwei Monate daselbst zu verweilen, so daß er um die Zeit nach Rom kam, als die Franzosen das Königreich schon erobert hatten und gegen die Hauptstadt anrückten. Dortbin kam bald auch Ginevra, gegen die das Schicksal bereits zu wüthen begann. Der Graf Vossio war an einer Wunde gestorben, die er empfing, als die Franzosen Capua belagerten, und hatte seine Tochter, um sie nicht ohne Stütze zu lassen, an Grajano D'Asi verheiratet, wobei sie seine ganze Habe als Mitgift erhielt. Mit diesem Grajano, der ebenfalls verwundet war, zog sie nach Rom und begegnete dem Hektor, als er eben diese Stadt verlassen wollte. Der Gemahl der Ginevra, in dessen Hause Hektor sich Zutritt verschaffte, verließ die Französischen Fahnen und trat in die Dienste des Cäsar Borgia, als ein Mann, der auch dem Groß-Sultan gedient haben würde, wenn er ihn besser bezahlt hätte; wo er aber großen Vortheil verhoffte, da entwuchs auch ihm das Unglück. Borgia hatte sich in Ginevra verliebt; da er jedoch fand, daß sie gegen die Stimme der Verführung taub war, gab er ihr einen Trank, der sie in todähnlichen Schlaf versenkte, und so wurde sie für todt in die Kirche getragen. Der Bösewicht gedachte, sie von der Bahre wegnehmen zu lassen, um sie dann in seiner Gewalt zu haben; aber der Zufall bereitete seinen Plan. Hektor, der seine Ginevra noch einmal sehen und dann sterben wollte, suchte in die Kirche zu gelangen. Der Sakristan hielt ihn für einen von Borgia's Leuten, und so gewann er Zeit, die Nägel aus dem Sarge zu ziehen, in dem er Ginevra wider alle Erwartung noch am Leben fand. Er brachte sie in das Haus eines Freundes, der ihm bei seinem ganzen Vorhaben hülfreiche Hand geleistet hatte. Borgia, damals durch weit wichtigere Dinge abgehalten, forschte nicht weiter über die Begebenheit nach und reiste mit Grajano von Rom ab. Der Letztere machte sich bald wieder von seinem Dienste los und entrollte sich aufs Neue bei den Franzosen. Von der anderen Seite überredete Hektor die Ginevra, für's Erste nicht nach ihrem Manne zu forschen; es wäre schwer gewesen, ihn aufzufinden, und wieder mit ihm sich vereinigen, biß von neuem in die Schlingen des Herzogs geben. Als Hektor in der Kirche nach geöffneter Bahre durch's Gefühl sich überzeugt, daß die Pulse seiner Geliebten noch schlugen, hatte er bei der heiligen Jungfrau geschworen, daß er, wenn es ihm gelänge, sie wieder in's Leben zu rufen, niemals etwas Unsitliches von ihr begehren wollte, und jetzt erneuerte er ihr diesen feierlichen Schwur, damit sie sich ihre Rettung anlegen seyn ließe. Die gute unglückliche Ginevra schied jetzt von ihm und verweilte zwei Jahre in einem Kloster zu Messina, wo Hektor unter dem Namen ihres Bruders sie ziemlich oft besuchte. Als der Krieg zwischen Frankreich und Spanien von neuem ausbrach, schiffte sie mit ihm nach Manfredonia, wo Prospero Colonna Soldaten zum Spanischen Dienste warb; dann ging sie in das Kloster der heiligen Ursula, wo Hektor sie unterbrachte, als er mit den anderen Italienern und mit den Spaniern die Belagerung des benachbarten Barletta bestand. Hier war es also, wo Cäsar Borgia mit seinem verworfenen Gefährten ankam. Der Zufall führte ihn nach einer Schenke, wo der Ehrentampf angeboten und angenommen ward, und wo er ein Gespräch hörte, das ihn überzeugte, Ginevra sey bei Hieramosca. Des folgenden Morgens erbat sich D. Michele eine Schutzwache von Consalvo, ging, als er sie erhalten, in eigener Person zum Oberfeldherrn und sagte ihm den Grund seiner Ankunft. Der Spanier überlegte sich die Sache einige Tage und wies ihm dann ein Paar Zimmer in einem Erdgeschos, mit der Aussicht aufs Meer, an, wo er sicher und unentdeckt bleiben könnte, so lange es ihm gefallen würde sich in Barletta aufzuhalten. Der Hauptzweck seiner Reise schlug übrigens dem Herzog fehl; denn obgleich ein Meister in der Verstellungskunst, konnte Borgia dem Consalvo doch nicht Vertrauen genug einflößen, als daß er ein Bündniß mit ihm eingegangen wäre oder ihn wenigstens unterstützte hätte. Der andere Zweck seiner Reise ward aber vollkommen erreicht. Cäsar Borgia hatte jede schöne Frau, mit der er in Berührung kam, schuldbesetzt oder unglücklich verlassen, und es wurmte dem ruchlosesten der Bösewichter, daß Ginevra allein unversehrt seinen Klauen entronnen war. In den wenigen Tagen seines Aufenthalts that er mit Hülfe des Don Michele Alles, was List und Verworfenheit erfinden konnten, um ihre Wohnung zu entdecken und sie in seine Gewalt zu bekommen. Endlich gewährte ihm das Schicksal, was er von den Ränken seines schurkischen Dieners vergebens erwartete.

Die unglückliche Ginevra hatte immer wie eine tugendhafte Schwester mit Hektor gelebt; allein sie liebte ihn auf das zärtlichste und hätte eher an ihren Tod, als an die Möglichkeit, von ihm verurtheilt zu werden, denken können. Was Grajano betraf, so war sie in der dringendsten Noth sein Weib geworden, und er hatte sie in der Folge so sehr vernachlässigt, daß sie weder Achtung noch Liebe gegen ihn fühlen konnte. Dessenungeachtet wußte sie, daß auch die Nothwendigkeit heilige Pflichten aufliegen kann, und sie klagte sich sogar von Zeit zu Zeit an, daß sie nach ihrer Abreise von Rom keine Erkundigung über ihn eingegeben. Jetzt erfuhr sie zu gleicher Zeit, Grajano sey frisch und gesund bei den Festlichkeiten zugegen, die man wegen der Ankunft der Donna Elvira, einer Tochter des Oberfeldherrn, anstellte, und ihr Hektor habe diesem Fräulein so wohl gefallen, daß man schon von einer bevorstehenden Verbindung zwischen Beiden spreche. Im Innersten der Seele verwundet, sah sie Hektors Untreue für einen Wint des Himmels an, der sie bewegen sollte, den Mann wieder aufzusuchen, dem ihr Vater sie ster-

bend anvertraut hatte. Auf einem kleinen Kabne entwich sie ganz allein und bei nächtlicher Weile aus dem Kloster und begab sich auf den Weg nach Barletta. So entkam sie, ohne es zu wissen, den Nachstellungen Don Michele's, der sich um dieselbe Stunde ins Kloster geschlichen hatte, um sie zu entführen; allein, es half ihr nichts! Als sie vor Barletta anlegte, sah sie Elviren auf einem Ballone sitzend und einen vor ihr knieenden Jüngling, den sie an seinem von ihr selbst gestickten Mantel für Hektor erkannte. Mit einem Schrei unendlichen Schmerzes fiel sie ohnmächtig in die Barke. Dies hörte Borgia, dessen Zimmer gerade nach dem Theile des Ufers hinausschaute, wo Ginevra im Begriff war, zu landen. Er eilte herbei und fand sich nun im Besiz derjenigen, die er mit so teuflischer Beharrlichkeit verfolgt hatte. Was frommte es der Unglücklichen, daß sie um Barmherzigkeit flehte und Gott und seine Heiligen anrief! Als die schändliche That Borgia's ruchbar ward, segelte er schon in Sicherheit nach Rom zurück, über noch ärgeren Freveln brütend.

Aus der todähnlichen Betäubung erwacht, in die ihr namenloses Unglück Ginevra versenkt hatte, fühlte sie nur noch Sehnsucht nach dem Tode. Sie rief einen Weichwater zu sich und wollte ihre reine Seele heiligen, indem sie Elviren verzieh. Als die Letztere vor ihr stand, fragte sie dieselbe, ob sie sich um die dritte Stunde dieser Nacht auf dem Altan nach dem Meere hin befunden habe, und ob der, welcher zu ihren Füßen kniete, Hektor Hieramosca gewesen sey? Elvira und Ginevra hatten sich Beide getäuscht; denn jener Jüngling war nicht Hektor, sondern Janfukka von Lodi gewesen und hatte sich absichtlich in den Mantel seines Kameraden geküßt. Wäre Elvira dem Betruge auf die Spur gekommen, hätte sie der Ginevra sagen können, daß ihr Hektor um die nämliche Stunde für sie sein Leben dem Dolche des Don Michele aussetzte, so wäre dieses Opfer des Unglücks viel weniger elend gestorben. Aber alles dies blieb ihr verborgen, und nach einigem Zögern sprach Elvira: „Ja... wir sind es gewesen.“ Den grausamsten Kampf in sich niederdrückend, der jemals einen menschlichen Busen erschüttern kann, warf sie Elviren die Arme um den Hals und sprach: „So möge denn Gott Euch segnen und glücklich machen!“ und — gab ihren Geist auf. Unterdeß litt Hektor an einer Wunde, die ihm Don Michele mit einem in Gift getauchten Dolche beigebracht hatte. Wie durch ein Wunder aus dieser Gefahr errettet, forschte er nach seiner Ginevra; allein mansagte ihm, sie befände sich an einem Orte der Sicherheit, er möge jetzt an den Ehrentampf denken, der ausgefochten werden sollte, und an die Ehre Italiens, für die er stritt. Diese Ermahnung seiner Freunde war nicht vergeblich. Er rüstete sich zum Streit und errang seinen geringen Theil von dem Ruhme dieses Tages. Grajano von Asii fiel unter den Hieben Brancalcione's, und Hektor tröstete sich nun damit, daß er endlich für immer mit seiner Ginevra vereinigt werden könne; aber Ginevra gehörte keinem Wesen mehr an, außer Gott. Als der tugendhafte und unglückliche Jüngling den Sarg erblickte, in dem sie lag, und nun sich überzeugte, daß er sie auf Lebenslang verloren habe, riß er sich von seinen Begleitern los, schwang sich auf den Sattel, drückte seinem treuen Pferde die Sporen in die Seite und verschwand. Man hörte nie wieder von ihm.

In dieser Skizze haben wir verschiedene Umstände und Beschreibungen übergehen müssen, die der Erzählung des Herrn d'Aleglio großen Reiz geben und sowohl das Genie des Schriftstellers als seine stilkunstliche Kunst, mit der er die an Begebenheiten so reiche Erzählung bis zum Schlusse gehandhabt, in das bestmögliche Licht setzen. Um jedoch das Bild dieser tragischen Geschichte zu vollenden, wollen wir noch kurzlich etwas über Don Michele und über die Rolle hinzufügen, die ihm der treffliche Autor in seinem Buche übertragen hat.

Die Historiker gedenken eines gewissen Don Michele, dessen sich Borgia bei seinen lasterhaftesten Anschlägen als Werkzeug bediente. Nach d'Aleglio hatte dieser schurkische Diener eines noch schurkischeren Herrn eine hübsche Frau gehabt, die sein eigener Bruder ihm entführte. Nachdem er vergebens gestrebt, diesen Schimpf zu rächen, schien es, als ob sein Zorn sich besänftigen wollte. Im Jubeljahre 1500 that er sogar öffentlich Buße und nahm die Kutte eines Barfüßler-Mönchs. An dem Tage, wo er seine erste Messe las, stand er (wie gebräuchlich) in der Sakristei, im Messgewande und empfing seine Verwandten und Freunde, von denen Einer nach dem Anderen kam, ihn zu umarmen und ihm die Hand zu küssen. Bei dieser feierlichen Gelegenheit entschloß sich endlich auch sein Bruder, dem die ganze Verwandtschaft mit ihren Bitten zusetzte, vor ihm zu erscheinen. Don Michele hatte den gegen ihn genährten Haß schon so lange beweint, daß Alle sich einbildeten, es käme zu einer aufrichtigen Versöhnung. Als aber der reuige Sünder herantrat, ihn zu umhalsen, stieß ihm der falsche Priester einen kleinen Dolch ins Herz, entfloß und ließ ihn entseelt am Boden liegen. Zum Tode verurtheilt, flüchtete er aus einem Land in das andere, bis ihn der Herzog Borgia zu Rom in seinen Schutz nahm. Dieser ruchlose Gebieter hätte in der ganzen Welt keinen verwegeneren, gewandteren und verschwiegeneren Schergen finden können; so wie dieser nicht leicht einen Patron finden konnte, der sein Talent zu schlechten Streichen besser zu schätzen wußte. Und dennoch darf man annehmen, daß Keiner von Beiden in der Gesellschaft des Anderen sich behaglich gefühlt hätte, wenn der Herzog schon beim ersten Zusammentreffen mit Don Michele's Charakter ganz vertraut gewesen wäre. — Als Borgia Bischof von Pamplona war, hatte er der Frau des Don Michele in Pisa den Hof gemacht. Um aber unentdeckt zu bleiben, erwürgte das Scheusal ihre kleine siebenjährige Tochter vor den Augen der Mutter. Die Frau, deren Liebe jetzt in Haß überging, brütete von der Zeit an über einer furchtbaren Rache, und als ihr Sohn

erwachsen war, stellte sie ihn eines Abends in Rom an die Ecke einer Straße, damit er den Wütherich ermordete. Aber der Stoß fehlte seinen Mann, und dem unerfahrenen Mörder wurde die Zunge abgeschritten. Dieser Glende, verflümmelt, ohne Kenntniß von Gott, von den Gesetzen und von sich selbst, ward später, unter dem Namen Pietraccio bekannt, das Haupt einer Mörderbande und übte mit diesen, in Gesellschaft seiner Mutter, Frevel und Gewaltthatigkeiten aller Art. Zu der Zeit, als die in Heglio's Buche erzählte Begebenheit vor sich ging, befand sich Pietraccio in Barletta, wo er dem Stadtrichter die Kehle abschnitt und in einen Thurm desselben Klosters, wo Ginevra Zuflucht fand, gesteckt wurde. Seine lasterhafte Mutter hatte, indem sie den Häschern Widerstand leistete, eine schwere Wunde bekommen, an der sie bald nachher im Gefängniß starb; ehe sie aber den Geist aufgab, erzählte sie ihrem Sohne die ganze schreckliche Geschichte und verlangte von ihm, daß er wenigstens mit einem Kopfnicken beschwören möchte, seinen Fehler, wenn es anginge, wieder gut zu machen, jetzt wo er im Norden die Meisterschaft erlangt hätte. „Und hast Du ihm“, fügte sie hinzu, „das Herz durchbohrt, so sag ihm: „Bewahre diese Kette... meine Mutter stellt sie Dir zurück.““ — Von allem dem wußte Don Michele nichts, als er in Borgia's Dienste trat; aber das Schicksal fügte es so, daß er Zeuge von dem verzeifelten Eintritt seines Weibes seyn und aus ihrem Munde einen Theil der Gräueltaten seines Herren, die ihn nahe genug angingen, hören mußte. Wie sehr auch die Namen Welk, Kind und Ehre für Michele ein leerer Schall seyn mochten, so ist es doch wahrscheinlich, daß er von jetzt an wünschte, Pietraccio möchte die Aufrage seiner Mutter ins Werk setzen. Allein die Hoffnung auf künftige Vortheile und das Schrecken, welches Borgia auch den Kühnsten einflößte, mochten ihn davon abhalten, daß er selbst eine Rache übernahm, die ihm an jenem Orte und unter solchen Umständen so leicht gelungen wäre. Wer hätte den Herzog reuen können, wenn Michele, sein Schwiegersohn, den Ort seines Aufenthalts entdeckte? Statt dessen begnügte er sich damit, Pietraccio einen Dolch einzuhändigen. Der Letztere, aus seinem Kerker erlöst und durch Ginevras mitleidige Fürsorge in einer Holzkammer geborgen, hört in jenem Schlupfwinkel von dem Anschlag, seine Wohlthäterin zu entführen, hört, daß Borgia in Barletta ist, und schießt sich an, dorthin zu gehen, um Hector davon zu benachrichtigen und, wo möglich den grausamen Befehl seiner Mutter zu vollziehen. Der letztere Plan scheiterte, weil Borgia sich in seine Zimmer verschloffen hatte; dagegen fand er Mittel, den Hieramosca von der Gefahr zu unterrichten, in der seine Geliebte schwebte. Ohne einen Augenblick zu zögern, entfernte sich Hector aus dem Saale, wo man Oliviers Ankunft feierte, und ließ seinen Mantel zurück, den nachher Zanfilla zu Ginevras größtem Unglück sich selbst überwarf. Pietraccio begleitete den Hieramosca mit einigen Anderen nach St. Ursula, wo er, wie er hoffte, dem Herzog zu Leibe gehen konnte. Wir haben schon gesehen, wie und warum Ginevra zu dieser Stunde das Kloster verließ. Die Spießgesellen Borgia's irrten sich in der Person und raubten ihre Gefährtin, eine gewisse Zoraida, die sie bereits in ihre eigene Barke geschleppt hatten. Pietraccio war einer von den Ersten, die hineinsprangen, stürzte aber, von einem Mudererschlag an den Kopf getroffen, besinnungslos zu Boden; die Donna, die man für Ginevra hielt, ward ihren Räubern entrisen, welche, den Pietraccio mit sich nehmend, in dem Augenblick vor Barletta ankamen, als Borgia allem dem, was es im Himmel und auf Erden Heiliges giebt, zum Sohne, Ginevra's reine Tugend schändete. Nach kurzem Verweilen segelten Borgia, Michele und Pietraccio der Romagna zu. Pietraccio merkt, daß er jetzt den Mann vor sich hat, den er in Barletta und St. Ursula vergebens gesucht, und da er zum Unglück ohne Waffen ist, will er ihn mit Zähnen oder Nägeln zerfleischen. Allein der zur Gegenwehr fertige Herzog schießt ihm einen Dolch in die Brust. Ehe noch der Leichnam ins Meer geworfen war, erzählte Don Michele, der vielleicht einen ganz andern Ausgang gehofft hatte, seinem Gebieter, wo er diesen Jüngling zuerst gefunden, suchte die Kette hervor und zeigte sie ihm. Es schien, als ob bei diesem Anblick eine ganze Wucht von Gedanken, eine ungewohnte Gewissenspein den hohen Sinn des Borgia niederdrückte, welcher sich schweigend niederlegte und mit gebrochener Stimme von Neuem befohl, man solle den Leichnam ins Meer werfen.

Wie konnte jemals ein Mensch, der unter so vielen Schandthaten auferzogen war, beim Anblick dieser Kette bestürzt werden? Warum sollte der einzige Pietraccio einen Mann außer Fassung gebracht haben, der einst seinen eigenen Bruder mit solcher Gefühlslosigkeit in die Liber warf? Wer war dieser Pietraccio? Vielleicht gar der Sohn dessen, der ihn erdolchte? Das verführte Weib Michele's konnte dem Pietraccio diesen Theil ihrer gräßlichen Geschichte nicht erzählen, und daher mag jeder Leser dieses Problem so gut lösen, als ihm möglich ist.

Noch einige andere Fragen sind von Vielen aufgeworfen worden; zum Beispiel: Ob alle die Gräueltaten wahr seyen, welche Herr d'Alegio seinen Lesern vor die Augen führt? Ob die von ihm auf den Schauplatz gestellten Personen auch wirklich der Verbrechen und Gottlosigkeit fähig waren, die er ihnen zuschreibt? Ob diese Schilderung einer rettungslos unglücklichen Tugend und eines glücklichen triumphirenden Lasters nicht zu unerquicklich sey? Auf die ersten Fragen glauben wir antworten zu können, daß der Verf. sich gewissenhaft an die Geschichte gehalten oder wenigstens Umstände erdacht hat, die in jenem Zeitalter und unter jenen Menschen, die er zu schildern unternahm, möglicher Weise sich ereignen konnten. Was die letzte Frage betrifft, so weiß Schreiber dieses Artikels sehr

wohl, daß man ein gleiches Ziel auf verschiedenen Wegen erreichen kann, und daß wir unter gewissen Umständen leicht Gefahr laufen, das Ziel zu verfehlen, wenn wir den sanfteren Pfad einschlagen; nichts desto weniger glaubt er sagen zu können, daß unsere Romanen-Dichter vielleicht auf ganze Nationen anwenden sollten, was Plutarch in Beziehung auf die Individuen anrath, nämlich, daß man tugendhafte und nachahmungswürdige Eigenschaften sorgfältig ausmale, der Laster und Gebrechen aber mit einer gewissen schwachen Zurückhaltung gedenke, gleichsam aus Achtung vor der menschlichen Natur, die kein vollkommen gutes Wesen hervorbringen vermag.

(Biblioteca Italiana.)

Bibliographie.

Opuscoli etc. (Mathematische und physikalische Abhandlungen von verschiedenen Verfassern.) 1tes, 2tes und 3tes Heft. Mailand, bei P. E. Giusti. Der Pr. von 4 Heften ist 18 Lire Defferr. Repertorio legale intorno ai diritti reali e ad alcuni atti di processura. (Gesetzliches Repertorium, betreffend die wirklichen Rechte und einige Prozeß-Akte.) Von dem Advokaten J. S. Pagani. Erster Band. Brescia.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaftlicher Verein in Caen. Ein neuer Beweis für die Belebung der Provinzen und die Decentralisirung Frankreichs liegt in dem „wissenschaftlichen Verein“ zu Caen vor, der am 20sten Julius eröffnet werden und fünf Tage dauern sollte. Die Sectionen sind folgendermaßen abgetheilt. 1) Mineralogie und Geologie (der Secretair hat sich nicht genannt). 2) Physik, Chemie, Landwirtschaft u. s. w. Secretair: Hr. Girardin, Prof. der Chemie in Rouen. 3) Schöne Künste, Literatur und Philologie. Secretair: Hr. Aug. de Prevost aus Rouen. 4) Archäologie und Geschichte. Secretair: Hr. M. A. de Coumont. 5) Allgemeine Naturgeschichte. Secretair: Hr. Endes Deslongchamps. 6) Medizinische Wissenschaften. Secretair: Hr. de Lafosse. Die Veranstalter des wissenschaftlichen Vereins in Caen verhehlen in ihrem Rundschreiben durchaus nicht, daß die Vereine der Naturforscher und Aerzte Deutschlands die erste Idee zu einer ähnlichen, aber umfassenderen Versammlung in ihnen angeregt haben, und weisen auf die Erfolge jener wissenschaftlichen Kongresse in Berlin, Wien, Hamburg und Heidelberg hin. Hierüber bemerkt die Europe littéraire: „Es war natürlich, daß Deutschland den ersten Anstoß gab, da es durch sein vorzugsweise theoretisches Genie und die große Anzahl seiner Universitäten an die Spitze der wissenschaftlichen Bewegung der Europäischen Gesellschaft gestellt ist. — Gleichwohl müssen wir gestehen, daß diese Deutschen Vereine bisher keine bedeutende Resultate gehabt haben; es sey denn, daß sie durch das Band gesellschaftlicher Verhältnisse Männer einander genähert haben, die sich schon längst durch ihre Schriften kannten. Man vereinigte sich, um vereinzelte Abhandlungen vorzulesen, man ging aus einander, ohne etwas beschlossen zu haben. Man hat fraternisirt und sich erlustigt, aber von allgemeinen Betrachtungen über die gegenwärtigen Bedürfnisse der Wissenschaft und ihre Zukunft, von Würdigung unbekannter Arbeiten und Vertiefung vorzeitiger Urtheile der Kritik war gar nicht die Rede. Das ist es, was wir von dem gesellschaftlichen Geist Frankreichs erwarten, sobald es nur erst in die Richtung eingegangen seyn wird, die ihm das speculative Deutschland gegeben hat.“ Das ist es eben, möchten wir erwidern, wovon der gesunde Geist Deutscher Wissenschaftlichkeit sich fern hält. Solche apriorische Veranstaltungen für den Fortschritt der Wissenschaft locken die redlichen Forscher in ein Gebiet der Phantome und fördern nichts. Wo ist die Versammlung von Gelehrten, die sich stark genug fühlte, um, wie die Kirchenversammlungen der Kirche, der ewig freien Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens voranzuschreiben? Sie schafft sich aus eigener Machtvollkommenheit die Männer und die Institutionen, die ihr helfen, die Geburten, mit denen sie schwanger geht, zur Welt zu bringen. Redliches Zusammenwirken isolirter Kräfte, Ergänzen des einen durch den anderen, und Anregung neuer Ideen, dies ist der Zweck wissenschaftlicher Vereine. Wenn auch nicht greifbar und zählbar, so sind die Resultate derselben nicht minder wirksam. Die Erweckung, die der Einzelne mit nach Hause nimmt, um einen lange gehegten Plan zur Reife zu bringen — ist sie nicht schon Gewinn genug? Aber wer mag solche stille Nachwirkung berechnen? In diesem Sinne wäre es gewiß höchst wünschenswerth, wenn auch in Deutschland sich die Pfleger anderer als der ärztlichen und Naturwissenschaften zu ähnlichen Vereinen zusammenfänden. Es kommt nur auf den gewichtigen Ruf eines vollgültigen Mannes an.

— Gärten in Kanada. Die niederen Klassen der Französischen Bewohner von Kanada sind große Liebhaber von Blumen, besonders die in den Städten wohnen, und wissen sie im Winter, vermöge der großen Stubenhitze, sehr gut zu erhalten. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, in den Vorstädten von Montreal ganze Reihen von Franzosen bewohnter Häuser zu sehen, deren Fenster mit blühenden Rosen, Nelken und Pelargonium besetzt sind. Der kleine Garten am Hause, in welchem sie ihr Gemüse ziehen, vrangt im Sommer immer mit einigen Blumen und woblriechenden Stauden. Der Fliederbaum und einige Blumen-Rabatten dürfen in seinem Garten des gemeinen Französischen Kanadiers fehlen. In letzterer Zeit haben sie auch mehr Geschmack an der Obstbaum-Zucht gewonnen. Die Gärten der vornehmen Französischen Kanadier, so wie der Englischen Einwohner, sind sehr gut erhalten, und man findet darin eine große Mannigfaltigkeit der verschiedensten Obstarten und treffliche Trauben. (London's Gardiner's Magazine.)